

*Joachim Klein*  
Permaforst



**Joachim Klein**

**Permaforst**

**Ein Heideggerroman**

**CONTE  
VERLAG**

## Avis

Der Text enthält zahlreiche Bindestrich-Wörter. Diese sind keineswegs auf ein fehlerhaftes Trennprogramm zurückzuführen, sondern in jedem Fall beabsichtigt. Der Autor folgt hier wie auch bei anderen Texteingetümlichkeiten der von Martin Heidegger vielfach geübten Praxis, Vorsilben und Wortstämme voneinander abzusetzen oder Wortstämme zu reihen, um den Sinngehalt von Äquivokationen auszuschöpfen oder mittels Paronomasien Bedeutsamkeiten zu erzeugen. Platter gesagt: Der Philosoph pflegte die Wörter zu verwursten, um entweder aus Brust und Keule Fleischwurst herzustellen oder aus Schabefleisch pralle Schinken zu formen.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbiographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN (10): 3-936950-40-7

ISBN (13): 978-3-936950-40-3

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Joachim Klein, 2006

© CONTE Verlag, 2006

Am Ludwigsberg 80-84

66113 Saarbrücken

Tel: 0681/416 24 28

Fax: 0681/416 24 44

E-Mail: [info@conte-verlag.de](mailto:info@conte-verlag.de)

[www.conte-verlag.de](http://www.conte-verlag.de)

Lektorat: Daniela Hartmann

Umschlaggestaltung: Markus Dawo

Titelfoto Heidegger: © Franz King, Meßkirch

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei, Saarbrücken

# I

## Zuruf der Doppelbelichtung

»Humdada, humdada«, tönte es vom Fuß des Bettes. »Humdada, humdada: tötö-tätä.«

Ich erwachte in der Hölle, Schwefelgestank im Gaumen, satanisches Gekreische um mich herum. Scharfes Blech mit Tusch und Tuba. Bombardements aus dem Bombardon; zwischen Alpdruck und Alphorn entlud sich Marschmusik, der »Badenweiler Marsch«.

Ein Magmapilz stieg auf, verjüngte sich zu einer spiralförmigen Feuerlohe und bohrte sich wie eine riesige glühende Blechschaube in meinen Döskopf. Und dann die Krallen meines Katers – unter der Schädeldecke, der kreischende Schmerz des Wundbrandes um die Perforation, genau dort, wo die Schraube eingedrungen war. »Aufhören, aufhören!«, winselte eine Stimme in meinem Innern. »Du musst was unternehmen«, hallte es von den noch halbwegs intakten Partien meines Grützkastens zurück. »Geh ran!« Rangehen? Wie denn, wo denn, an was denn? Ach ja, natürlich, oh weh, das Handy. Hatte wohl rummanipuliert an ihm, heute Nacht,

kurz nach dem Filmriss und gleich vor dem Absturz ins Koma. Einen fremden Klingelton aktiviert, einen, der mich soeben in den Höllentrichter des germanischen Dämonenreiches gestoßen hatte. »Humdada, humdada: tötö-tätä«. Ich durchpflügte das Bett, erwischte die lärmende Handgranate, betätigte den Abrissbügel, ich meine natürlich, wieheißtdasdingnochgleich, ah: die »Verbindungstaste«, um erlöst zu werden von der Lärmkanonade...

Endlich. Die dicken Badenweiler Backen machten schlapp. Erlösung, Stille. Doch was ich jetzt zu hören bekam, überbot die phone Kacke um gefühlte tausend Dezibel. Es war die Stimme des Leibhaftigen, die Intonation des größten anzunehmenden Unheils, ein sonores Inferno, schlimmer noch als die Addition aller Marschmusiken auf Erden. Es war die Stimme Onkel Alfreds.

Onkel Alfred sagte:

»Endlich gehste ran. Hör mal«, fiel er mir ins Ohr, ohne eine Spur von Rücksichtnahme. »Du hast doch mal an der Volkshochschule Philosophie studiert. Stell dir vor: Ich habe hier einen Brief von diesem Heidegger an Onkel Hannes. Der war in Onkel Hannes' Nachlass, in diesem ganzen Klump, weißt du, die Reste von seiner Drogerie. Was, meinst, ist der wert? Der Heidegger ist doch ne Berühmtheit, so was wie der Goethe oder der Chaplin...«

»Halt, halt, nicht so schnell. Ich...« Der Kater jaulte noch einmal kurz auf, dann hielt der Schmerz abrupt inne. Ich fegte in Sekundenbruchteilen meine auseinanderstiebenden Gedanken zusammen. Das war, doch, das kann doch... Nicht auszudenken: Der Onkel hatte einen Brief von Heidegger, einen Autographen vom Denker, ein heiliges Schriftstück,

und das wollte er versilbern; sein Beuteblick gierte durch die Leitung.

Ich also, immer noch im freien Fall aus dem Faulbett nach Fassung ringend: »Wart' mal. Lass' mich überlegen (Oh Gott!). Der Heidegger, der hat doch zehntausende von Briefen geschrieben, sogar an die eigene Frau, unterm Strich kommt da für einen einzigen, oder lass' es mal ein paar mehr sein, nichts bei raus. Muss schon was Besonderes drinstehen.«

Onkel Alfred, jetzt deutlich kleinlauter: »Da ist von ner kaputtten Agfa die Rede. Also ich weiß nicht...«

Ich war sofort in Habachtstellung: »Von ner kaputtten Agfa? Wie meinsten das?«

Onkel Alfred: »Ach ner Agfa Click II.«

»So'n digitalloses Fossil aus der Adenauerzeit? Kenn ich, na und?«

»Von wegen Fossil!« Onkel Alfred geriet ins Schwärmen: »Das war der Volkswagen unter den Fotoapparaten, in den 50er Jahren, einfach zu bedienen, narrensicher, nicht wie die Agfa Optima. Die war viel zu kompliziert für den Normalverbraucher. Ich war mal auf der Insel Mainau, das muss so 58 oder 59 gewesen sein, da ist einem so'n Ding, ne Agfa Click mein ich, in den Bodensee gefallen, der hat die seelenruhig wieder rausgefischt und weitergeknipst. An den Blumenrabatten stand ein anderer mit ner Agfa Optima, dem ist ne Biene in den Sucher geflogen. Der hat den Apparat vor Schreck fallen lassen – hin war die Kiste, in alle Einzelteile zerlegt – 180 Mark futsch, viel Geld damals, und der Aufseher wollte noch fünf Mark kassieren wegen der Scherben in den Rabatten....«

»Kannst du mal zur Sache kommen?«

»Ist ja schon gut. Von dem meisten, was in dem Brief steht, verstehe ich Nullkommanull. Da schwurbelt der Heidegger rum, so geschwollenes Philosophenzeug. Ich glaub', der konnte noch nicht mal aufs Klo gehen, ohne daraus eine aufgeblasene Theorie zu machen. Ob's dem überhaupt mal im wahren Leben gekommen ist?«

»Onkel Alfred, der Brief...«

»Wart' doch. Also, der Heidegger beschwert sich über die Aufnahmen. Nee, eigentlich beschwert er sich nicht. Er will nur die Bestätigung, dass unser Onkel bei der Entwicklung alles richtig gemacht hat, und ob der Onkel meint, dass der Apparat ordentlich funktioniert. Ich weiß nicht, warum der Heidegger so eine Affäre daraus macht. Für mich sind das ganz klar Doppelbelichtungen.«

Ich konnte es nicht fassen: »Was willst du denn damit wieder sagen?«

»Doppelbelichtungen. Na, wenn einer den Film zweimal durchgeknipst hat...«

»Das meine ich nicht, woher willst du es denn wissen, das mit den Doppelbelichtungen?«

»Na, das sieht man doch an den Bildern, die dabei liegen.«

Das gibt es nicht! Ein Brief von Heidegger und Fotos dazu, die er womöglich eigenhändig geschossen hat! Fotoapparat und Heidegger? Jetzt musste ich mich aber vollends zusammenreißen, um Alfred meine rasant wachsende Begehrlichkeit nicht zu verraten. Ich wusste zwar, dass Heidegger sich gern fotografieren ließ, auch wenn er sich eingedenk seiner eigenen Bedeutsamkeit dabei stets zierte – was er geschickt als Bescheidenheit ausgab. Aber dass er selbst..., nicht möglich, Heidegger als knipsender Touri mit Motiven aus dem Schwarzwald, der

Provence und der Ägäis? Kaum vorstellbar, und wenn doch, nicht auszudenken in seinen Konsequenzen. Oder war das ganz anders: Vielleicht hat er sich auch mal mit Schweinefotos versucht. Aktaufnahmen von Meisterschülerinnen vielleicht oder – was noch Aufsehen erregender wäre – nackten Adonissen aus seinem Oberseminar: »Was ist denn darauf zu sehen?«

»Das ist es ja das Idiotische: Schuhe, immer nur Schuhe, so derbe Schnürstiefel für den Acker. Der ganze Film voller Galoschen, immer zwei Paar, das heißt, es ist ein Paar, aber jedes Mal doppelbelichtet. Und dann noch Fotos mit Tannen, randvoll mit Tannen. Außerdem nen Typ. Auch der ist immer wieder drauf, mit nem Kopf, der wie ne Spirale nach hinten geht. Sieht ganz schön ballaballa aus.«

»Du meinst durchgeknallt?«

»Was auch immer, vielleicht war er Schuhfäkalist...«

»Du meinst Schuhfetischist?!«

»Egal, irgendsowas, was bisher noch keiner weiß, was aber knochenotpeinlich ist. Da könnte man doch was ziehen, von den Verlagen, mein' ich, vom Goethe-Institut, von den Erben oder den...« Onkel Alfreds Augenschlitze, so stellte ich mir vor, verengten sich auf fernöstliche Dimensionen, ein untrügliches Zeichen dafür, dass im Innern seines Schweinekopfs die Taler klimperten.

»Das glaube ich weniger. Weißt du was? Ich seh' mir das Ganze erst mal an.«

»Beil dich!«

Ich wäre am liebsten gleich zu ihm rüber, er wohnte gerade mal zwei Stadtviertel weiter. Aber eine solche Hektik hätte nur seinen Argwohn ausgelöst. Besser, sagte ich mir, ihm un-

befangen zu begegnen, so zu tun, als sei sein Schatz ohne Bedeutung für den Rest der Welt. Also war ich wegen dringender unaufschiebbarer Geschäfte für heute unabkömmlich und kündigte mich erst für den nächsten Tag an. Das stieß auf Alfreds Missfallen, war aber – was ich ihm vorenthielt – im Interesse der Sache und selbstredend in meinem eigenen Interesse absolut erforderlich. Ich musste mich regenerieren, und ich hatte Schaden abzuwehren, Schaden, der durch Vorteile anderer entsteht, auch wenn sie Alfred hießen und Onkel von mir waren. Denn Onkel Alfred war – und das ist für den Fortgang der Geschichte nicht unwesentlich zu wissen – der unwürdige Neffe des Meßkircher Drogisten Johann Ulrich Megerle und dieser wiederum würdiger Nachkomme der Sippe Abrahams a Sancta Clara, jenes gefürchteten Barockpredigers, der sich im Grabe umdrehen würde, wüsste er vom Treiben seines Nachfahren, also meines liederlichen Onkels.

Auf Alfreds Wohnzimmertisch waren so circa ein Dutzend Fotos ausgebreitet, praktisch quadratisch im unnachahmlichen Look der Fünfziger Jahre, damals, als es als schick galt, Lichtbilder mit Büttensägeschnitt zu veredeln. Kaum ansprechender die Motive: auf vielen Abzügen Bauernstiefel, die Paare gedoppelt oder vervierfacht, leicht versetzt, die Konturen verwischt vom Überlappungseffekt. Kein Zweifel, es handelte sich um Doppelbelichtungen. Die Tannenbilder dagegen glichen einem Tapetenmuster: Baumreihen in der Diagonale, alles unterbelichtet und verwackelt, was dem Ganzen einen Schuss ins Schräge verlieh, insgesamt wie ein paranormales Erscheinungsbild wirkte, das von dem Medium eines verstorbenen Försters auf die Bildplatte gebannt worden war. Dann ein Typ, Geschlecht männlich, Alter unbestimmt. Seine Ge-

sichtszüge waren so gut wie nicht zu erkennen; dafür wiederholten sich die Umrissse seines phosphoreszierenden Schädels zum oberen Bildrand hin, was dem Ganzen einen Anschein verlieh, als sei Nosferatu mit einem Heiligenschein erwischt worden.

Keine Idee, was uns der Fotograf da zeigen wollte. Aber bei den Schuhen war mir, dem halbgebildeten Freizeitphilosophen mit Nulldiplom, sofort klar, dass sich da einer als der van Gogh des Zeitalters der technischen Reproduzierbarkeit versucht hatte und schon auf der Ebene der technischen Reproduktion gescheitert war.

»Die Schuhe sind Nachstellungen einer berühmten Gemäldeserie, über die sich Heidegger in seinem nicht minder berühmten Kunstwerkaufsatz ausgelassen hat«, belehrte ich Onkel Alfred und – um mein Halbwissen nicht zu offenbaren: »Bei den Tannenbildern scheint es sich um ein Vorzeigexemplar der Widhöferschen Samenanstalt in Hinterzarten zu handeln, dessen Leiter Heidegger gut kannte.« Keine Ahnung, ob es so was wie die Widhöferschen Samenanstalt in Hinterzarten gibt oder Ende der 50er Jahre gab, aber das verschwieg ich natürlich dem guten Onkel. »Den Typ, den kenn' ich nicht«, gab ich unumwunden zu. »Aber ein Selbstporträt ist das nicht. Soviel steht fest.«

Onkel Alfred ließ sich nicht entmutigen: »Ah, hab' ich schon mal gesehen, die Latschen von dem Goch, jetzt, wo du's sagst, gab's mal als Poster.«

»Genau. Was ich mich aber frage: Warum hatte Heidegger wie ein Berserker Schuhe fotografiert, und was hatte er mit der Tanne vor? Und vor allem, wer ist der Typ, eine späte Liaison vielleicht? Coming outs waren damals ja noch nicht

in.« Ich ignorierte Onkel Alfreds Mienenspiel, aus dem klar Erpressungsgedanken zum Ausdruck kamen, Pläne zum Abzocken der Hinterbliebenen, denen am untadeligen Ruf des Weltphilosophen gelegen sein musste.

Was war das Motiv seiner Motive? Heidegger fühlte sich zwar berufen, Kunst zu interpretieren, nicht aber als Künstler tätig zu werden, er pflegte Hölderlin-Gedichte vorzutragen, keinesfalls aber – von den üblichen Jugendversuchen und kleinerer Gelegenheitspoesie abgesehen – mit eigenen Versen dem göttergleichen Hölderlin Konkurrenz zu machen. Er lief rum wie der Förster vom Silberwald, mit seinem Janker und seinem Jagerrucksack, aber recht eigentlich war er ein alemannischer Wiesenmensch, der entgegen dem Vorurteil seiner internationalen Jüngerschaft und im Gegensatz zu seinem Freund Ernst Jünger stets die lichten Matten dem finsternen Tann vorzog. Und dann, was den Typ betraf: Heidegger war ein alter Galan, der den Weibern gern die Cour machte, sie beschwatzte und beschälte, Hinweise aber, dass er auch Männer über das Schickliche hinaus umworben hätte, gab es nicht die Bohne. Was also hatte es mit den Schnappschüssen auf sich? Der Schlüssel musste in dem Brief zu finden sein. Kommen wir zu ihm, dem Wesentlichen: »Zeig' mal!«, wandte ich mich wieder Onkel Alfred zu.

Dieser zuckte zurück, als wolle ich ihm directement ans Portemonnaie. Nach einigem Zögern reichte er mir eine Fotokopie. Typisch Onkel, das Original liegt wohl in seinem Safe, oder, wo es genauso sicher ist, irgendwo auf seiner Gerümpelhalde. Er traut mir nie, anderen übrigens auch nicht. Immer alles zusammenhalten, ja nichts rausrücken, könnte jemandem von Vorteil sein, und des anderen Vorteil wäre sein eigener

Schaden. Seine Wohnung war voll bis zur Decke mit alten Zeitungen, verschwiemelten Platten mit Aufnahmen von Caruso und Freddy Quinn, Bronzeengel, die er auf Grabanlagen abgeseibelt hatte, Briefmarkenalben mit den garantiert wertlosesten Marken der Welt, Lampenschirmen, Bettpfannen; dazu Glasvitrinen, von verschimmelter Niveacreme überzogen, verrostete Rasierklingen und aufgedunsene Seifenpulverkartons aus der Drogerie seines Oheims, der reinste Flohmarkt, um nicht zu sagen die unreinste Sondermülldeponie. Dass er in diesem Trödel überhaupt die Fotos und den Brief gefunden hatte...

Ich überflog das Schreiben, vier eng beschriebene Seiten, aus denen ich fürs Erste nur entnehmen konnte, dass der große Philosoph mit einer gewissen Bangigkeit Aufklärung über das Stiefel- und Tannenphänomen begehrte, ohne indes mit seinen eigenen Mutmaßungen hinterm Feldberg zu halten. Aber diese Mutmaßungen kamen bei genauerem Besehen – und dazu bedurfte es keineswegs eines so fundierten Kenners der Materie wie mich selbst – einer Sensation gleich. Um meine wachsende Erregung vor dem Gieronkel zu verbergen, verabschiedete ich mich unter dem Vorwand, sogleich die Suche nach Heidegger-Spezialisten aufzunehmen, die den Wert des Fundstückes zu taxieren vermöchten.

In Wirklichkeit gedachte ich, Onkel Alfred mit einem getürkten Expertengutachten hinzuhalten. Dieses würde ihm die Wertlosigkeit seines Fundstücks verdeutlichen, während ich mich an die intellektuelle Ausbeute meiner Kopie machte. Und da war einiges zu heben: Berühmt und berüchtigt wird man ja in der Geisteswelt nicht etwa durch den Besitz einer Erstausgabe, sondern nur durch Erstausbeutung eines Besit-

zes. Und mir war klar, dass man unter allen Umständen die Heidegger-Spezialisten nicht zum Zug kommen lassen durfte. Die würden womöglich die Fotografieversuche des Meisters als posttraumatische Spätfolge der Rektoratsrede von 1933 oder als späte Wiedergutmachung wegen der Schändung von Heiligenbildchen durch den kleinen messdienernden Martin spektakularisieren, das heißt verharmlosen. Auch musste verhindert werden, dass etwa einer von Derridas Jüngern den Briefftext dekonstruiert und aus vier Seiten Original einen vierhundertseitigen Wälzer verfasst, der andere Autoren ihrer Publikationsmöglichkeiten beraubte, ganz zu schweigen von dem Holzfrevel, der zur Bereitstellung des Papierkontingents notwendig sein würde. Und erst recht nicht auszudenken, dass der Brief einfach so im 14. Supplementband der historisch-kritischen Ausgabe verschwände, um dann in der Fußnote irgendeiner Monographie aus der Feder eines unbekannt bleibenden japanischen Autors zu enden. Oder man stelle sich den Supergau vor: Der Brief bekäme eine achtstellige Registraturnummer und ginge im Marbacher Literaturarchiv unter, während die Fotos als Achtmalachtmeter-Blow-ups im Centre Pompidou oder im Guggenheimmuseum exhibitio- niert würden, bevor die forschende Neugierde auch nur den Hauch einer Chance hätte, den Ankertext der geringfügigsten tiefenhermeneutischen Analyse zu unterziehen.

Nein, die Vermarktung der Trouvaille hatte ich in die eigenen Hände zu nehmen – das Ge- schick, um mit dem Meister zu sprechen, wollte es so; ich durfte die An- gelegenheit nicht den Spezialisten überlassen. Zuvor aber musste ich heraus- finden, was in jener Zeit – es konnte sich mit Blick auf das Datum des Briefs nur um den Sommer 1960 handeln – ge-

schehen war. Bis jetzt hatte ich nur einige vage Hinweise aus dem Schreiben, und daraus ging an hard facts nicht mehr hervor, als dass Heidegger von einer Wanderung zurückgekehrt war, und zwar von einem Fußmarsch, der ihn von Todtnauberg, wo sich seine »Hütte«, sein in aller Welt bekanntes Wochenendhaus, befand, nach Meßkirch, seinen Geburtsort, geführt hatte. Der Anlass der Wanderung, die immerhin eine Distanz von gut 120 Kilometern bedeutete, blieb unerfindlich. Dass Heidegger, wie ebenfalls dem Brief zu entnehmen war, zu seinem 70. Geburtstag am 26. September 1959 von seiner Frau Elfride die besagte Agfa Click II geschenkt bekommen hatte, war allein wohl kaum die Reise wert.

Die folgenden Tage verbrachte ich in der Deutschen Bibliothek. Ich wälzte die bisher erschienenen Bände der Gesamtausgabe von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, durchpflügte die Publikationen seiner Weggefährten aus jenen Jahren, die Verlautbarungen der Max Müllers, Heinrich Wiegand Petzets, Otto Pögelers und Walter Biemels und wie sie alle hießen, examinierte biographische Anekdoten und Grillen der Fachgelehrten, doch vergebens. Kein Hinweis auf eine Schwarzwaldwanderung, und selbstverständlich auch nichts zu einer Agfa. Allerdings hellte sich im Laufe meiner Nachforschungen ein Sachverhalt auf: Heidegger hatte sich im vorangegangenen Jahr mit der Neuausgabe des erwähnten Kunstverkaufsatzes beschäftigt, und zwar intensiver, als er das bei anderen Wiederveröffentlichungen tat. Der Grund: Die nunmehr sorgfältig überarbeitete Fassung sollte einem großen Publikum zugänglich gemacht werden, mittels einer Reclam-Ausgabe, der einzigen, die zu seinen Lebzeiten erschien. Gut möglich, sagte ich mir, dass die Bauernschuhe über Monate in